

Im Fall - Ergänzende Notizen und theoretische Bezüge (zu den Vorträgen in Zürich, Solothurn, Winterthur u.a.)

Selbstwert und Armutsbetroffenheit

von Ueli Mäder, Basel

Armut findet heute oft in Form von sozialer Ausgrenzung statt. Dies inmitten des Reichtums. Dabei interessiert die Dynamik zwischen Integration und Ausschluss. Ich gehe hier – mit Bezug auf theoretische Grundlagen und empirische Studien – auf die Dynamik von Integration und Ausschluss ein. In meinen mündlichen Ausführungen konzentriere ich mich dann auf die Selbstwertthematik von Armutsbetroffenen in einem reichen Land, wie es die Schweiz ist.

Soziologe Georg Simmel (1908) hat „den Fremden“ mit „dem Armen“ verglichen. Beide, „der Fremde“ und „der Arme“, befinden sich in der Gesellschaft drinnen und draussen, nicht drinnen oder draussen. Soziologe Ulrich Beck (1986) kennzeichnet die reflexive Modernisierung als Epoche des „Und“. Das „Sowohl-als-auch“ löse das „Entweder-oder“ ab. Das gilt das auch für die Dynamik von Integration und Ausschluss bei sozial Benachteiligten? Die Armutsfrage reicht weit über den finanziellen Kontostand und die unzureichende materielle Versorgung hinaus. Relationale und soziale Bezüge sind wichtig. Neue soziale Differenzierungen verändern im Kontext der Individualisierung alte Klassen- und Schichtkonzepte. Dies geschieht in ergänzender, nicht in ersetzender Weise. Der Ausschluss dokumentiert als neue soziale Frage des 21. Jahrhunderts eine besondere Form der sozialen Ungleichheit. Aber damit sind frühere Klassenanalysen nicht passé, welche die alte soziale Frage als Arbeiter- und Armutsfrage verstanden. Integration verstehe ich zunächst als Prozess des Einbezugs in ein Geflecht sozialer Beziehungen. Sie ermöglicht den Individuen die aktive Teilnahme und Teilhabe am gesellschaftlichen Gefüge. Der Ausschluss bezieht sich auf gegenläufige Prozesse der Loslösung und Entkoppelung.

Drinnen und draussen

Konzeptionell gehen die Begriffe der „Inklusion“ und „Exklusion“ auf klassische, hier nur angedeutete Ansätze zurück, beispielsweise auf Max Webers „soziale Schließungen“, auf Emile Durkheims „Anomie“ und auf Georg Simmels integrative Unterscheidung zwischen „Drinnen und Draussen“. Die Begriffe „Inklusion“ und „Exklusion“ werden auch systemtheoretisch verwendet: Talcott Parsons versteht in seiner strukturell funktionalen Theorie die Inklusion als Beteiligung von Bevölkerungsgruppen in Sozialsystemen. Und Niklas Luhmanns zwischen einer ersten und einer zweiten Exklusion. Die erste ist mit der Inklusion eng verknüpft: Individuen sind immer nur teilkliudiert (in einzelne Funktionssysteme) und zugleich teilexkludiert (aus anderen Teilsystemen). Als Teilausschluss ermöglicht sie, wie Kronauer (1998:2) interpretiert, eine gewisse Eigenständigkeit. Die zweite Exklusion fasst den Ausschluss kategorischer. Luhmann entdeckte sie vorwiegend in marginalisierten Bevölkerungsschichten in Lateinamerika. Seine (späten) Beobachtungen liessen in annehmen, dass bei extrem Armutsbetroffenen doch eine fast vollständige Exklusion aus quasi allen Funktionssystemen möglich sei. Nassehi (1997:137) diskutiert Inklusion und

Exklusion ebenfalls aus systemtheoretischer Sicht. Er wendet sich in seinem Vorschlag dagegen, Desintegration primär als Verlustdiagnose zu betrachten.

Die dynamische Armutsforschung betont soziale Faktoren der Inklusion und Exklusion. Robert Castel versteht die Exklusion als Prozess der Entkoppelung. Er nennt sie „désaffiliation“. Ich halte diesen Ansatz für wichtig, weil er vor allem auch die Minderung einseitiger Abhängigkeiten ins Auge fasst. Serge Paugam spricht von „disqualification sociale“ und zeigt damit, wie wichtig auch die Statusfrage und die mehr oder weniger feinen Formen der Diskriminierung sind. In den USA ist der Begriff „underclass“ verbreitet. Er geht auf Gunnar Myrdal zurück, betont die vertikale Gliederung und wird kritisiert, selbst diskriminierend zu sein. Der ehemalige US-Präsident Bill Clinton sprach von "outer class" (Silver 1995:59). Soziale Ungleichheit erscheint dabei (wieder) als dichotomes Innen und Aussen. Nach meinem Verständnis sind die Begriffe Inklusion und Exklusion mehrdimensional, relational und auch interaktiv. Die dynamische Begriffsfassung gilt auch für die Termini Integration und Ausschluss.

Segmentiert und stigmatisiert

Im Rahmen des Nationalfondsprogramms Integration und Ausschluss (NFP 51) untersuchten wir, wie sich die Kategorisierung auswirkt, nach welcher die Sozialhilfe ihre Klientel einteilt (Kutzner et al. 2009). Die Sozialhilfe konzentriert ihre Anstrengungen auf Sozialhilfeabhängige, die noch intakte Chancen haben, im ersten Arbeitsmarkt eine Beschäftigung zu finden. Wer zu dieser ersten Gruppe gehört, erhält weniger Mittel für den Grundbedarf, aber mehr Geld, wenn die Erwerbsintegration zustande kommt. Die finanziellen Anreize erweitern dann den Handlungsspielraum, was etliche Sozialhilfeabhängige schätzen. Sie fühlen sich ernst genommen, stärker beachtet und akzeptieren dafür mögliche finanzielle Einbussen. Andere Sozialhilfeabhängige fühlen sich durch die privatisierten Risiken mehr gestresst. Sie erleben unter diesen Bedingungen selbst die erfolgreiche Erwerbsintegration als Ausschluss. Auch, weil diese Integration primär im prekären Niedriglohnsektor stattfindet, was wiederum soziale Beziehungen belastet und zu einem (Teil-)Ausschluss durch Integration führen kann.

Eine zweite Gruppe bilden die Personen, die zwar nicht mehr für den ersten Arbeitsmarkt infrage kommen, aber für den zweiten, geschützten Arbeitsmarkt oder für Gegenleistungsmodelle. Bei den Gegenleistungen hängt die Unterstützung von der Bereitschaft der Arbeitssuchenden ab, eine sozial, kulturell oder ökologisch relevante Arbeit zu verrichten. Ich gehe hier nicht weiter auf diesen speziellen Integrationstyp ein. Er wird derzeit viel unter dem Aspekt der sozialen Disziplinierung diskutiert. (Wyss 2007) Kritiken beziehen sich etwa darauf, dass irgendwelche Arbeiten zu verrichten sind, egal ob sie wirklich nützlich sind. Hinzu kommt die Gefahr, mit niedrigen Löhnen vereinbarte Standards zu unterlaufen.

Eine dritte Gruppe bilden Sozialhilfeabhängige, die sich laut Sozialhilfe weder in den ersten Arbeitsmarkt integrieren können, noch in der Lage sind, als Gegenleistung für ihre Unterstützung gemeinnützige Tätigkeiten zu verrichten. Sie erhalten das Geld mit weniger Auflagen als die anderen beiden Gruppen. Einzelne beschreiben dies als Vereinfachung, da sie auf pro forma Bewerbungen verzichten und damit mehr das tun können, was sie gerne

tun. Der Ausschluss aus der Erwerbsarbeit gibt ihnen somit die Möglichkeit, sich um ihre soziale Integration zu kümmern. Der Ausschluss fördert also ihre Integration. Das scheint auf den ersten Blick zwar widersprüchlich, hat aber eine eigene Logik. Ein Journalist, der psychisch erkrankt ist, kann zum Beispiel dank der Verortung in dieser „Gruppe der Abgeschobenen“ nach eigener Aussage nun interessante Geschichten schreiben statt „Kurzmeldungen für den Medienmarkt zu produzieren“. Andere Personen wiederum, die zu dieser dritten „Gruppe der Ausgemusterten“ gehören, suchen verzweifelt einen „richtigen Job“. Sie wehren sich gegen die vorgenommene Kategorisierung, die sie als Stigmatisierung erleben. „Ich will Arbeit und keine Rente“, sagt eine gut fünfzigjährige Bezügerin von Sozialhilfe. Sie spricht mehrere Sprachen, hat schon zwei Bücher publiziert und versteht nicht, warum ihr „die Behörden eine richtige Arbeit verwehren“. Sie erlebt den Ausschluss nicht als Chance zur sozialen Integration, obwohl sie gerne Bilder malt und ausstellt, aber das „lieber nur als wirkliche Freizeitbeschäftigung“.

Resigniert und empört

In einer früheren Armutsstudie (Mäder et al. 1991) untersuchten wir bereits die Dynamik zwischen Integration und Ausschluss. Zwei Aspekte aus dieser Studie möchte ich zur Kontrastierung der aktuellen Befunde aufgreifen. Wir beurteilten nämlich seinerzeit die Dynamik zwischen Integration und Ausschluss teilweise anders als in unseren neuen Studien über die Sozialhilfe (NFP 51) und über die working poor (NFP 45). Damals überwog der Eindruck, bei den Armutsbetroffenen seien insbesondere die working poor als erwerbstätige Arme relativ gut integriert. Sie bräuchten, so nahmen wir damals an, ähnlich wie die Alleinerziehenden vorwiegend mehr Geld, um ihre existenziellen Bedürfnisse zu befriedigen. In unserer Studie über die working poor (Kutzner et al. 2004) stellen wir indes eine Kumulation sozialer Problemlagen fest, die sich mit anhaltender Abhängigkeit ergibt und selbst bei zunehmender Erwerbsintegration - gleichzeitig - gegenläufige Ausschlusstendenzen verstärkt.

Wir analysierten die soziale Lage von 260 aktuellen und 140 ehemaligen working poor. Von Letzteren erzielten rund 25 Prozent mehr Einkommen dank einer Weiterbildung. Weitere 25 Prozent erhöhten ihr Salär, weil sie zusätzliche Jobs zu vorwiegend prekären Arbeitsbedingungen annahmen. Noch einmal 25 Prozent stabilisierten ihre Situation über eine Sozialversicherung (AHV, IV). Die restlichen 25 Prozent steigerten ihr Einkommen durch die Veränderung der Lebensform, beispielsweise durch Heirat (mit Doppelverdienst) oder durch endende Unterstützungspflichten (Auszug von Kindern). Etliche konnten sich auch deshalb finanziell verbessern, weil sie in kleinere, günstigere Wohnungen (in Quartieren mit hoher Verkehrsdichte) zogen.

Bei der früheren Basler Armutsstudie (1991) fiel uns auch ein starker innerer Rückzug sozial Benachteiligter auf. Viele der interviewten Armutsbetroffenen fühlten sich relativ stark für die Verhältnisse verantwortlich, die primär gesellschaftlich verursacht sind. Wir erklärten uns diesen inneren Rückzug durch den hohen gesellschaftlichen Individualisierungsgrad und die verbreitete Tabuisierung der Armut. Das Schweigen führt demnach dazu, dass Betroffene nach außen den Anschein erwecken, alles sei in bester Ordnung, auch wenn sie selbst einen hohen Leidensdruck verspüren. Heute weisen etliche Anzeichen darauf hin, dass sich resignative Haltungen und depressive Verstimmungen teilweise auch in Empörung

verwandeln. Das mag mit Informationen über „abgehobene Managerlöhne“ und mit der persönlichen Wahrnehmung sozialer Ungleichheit zu tun haben. Wenn Eltern erleben, wie ihre Kinder keine Lehrstelle finden, während andere sehr hohe Saläre erzielen, empfinden sie Wut. Diese kann sich allerdings unterschiedlich auswirken. Die Empörung kann die Bereitschaft fördern, sich mehr für die eigenen Interessen einzusetzen. Sie kann aber auch die Gefahr erhöhen, Halt bei autoritären und populistischen Kräften zu suchen, die eine rigide Ordnungsruhe mit strukturellen Ausgrenzungen anstreben.

Kultur(en) der Armut

Oscar Lewis (1966) beschreibt als Culture of Poverty, wie subjektive Faktoren eine eigene Kultur der Armut prägen. Er unterscheidet den Lebensstil armer Menschen von dem anderer Gesellschaftsmitglieder. Lewis stellt dabei fest, dass sich die Lebensstile von Armen in verschiedenen Gesellschaften ähneln. Er leitet aus diesen Beobachtungen die Diagnose einer gemeinsamen Kultur der Armut ab. Diese beinhaltet Verhaltensweisen, die gelernt und weiter vermittelt würden. Sie äusserten sich in bestimmten Wertvorstellungen. Diese Annahme einer Kultur der Armut geht also davon aus, dass die Betroffenen in relativ geschlossenen Milieus leben, in denen sich jeweils eigene und spezifische Handlungsorientierungen ausgebildet. Lewis interpretiert die Kultur der Armut somit als Ausdruck einer eigenständigen Lebensform, die über Sozialisation an kommende Generationen weiter gegeben werde. Auf der individuellen Ebene sieht Lewis ein Gefühl der Abhängigkeit und Unterlegenheit, der Resignation und des Fatalismus. Hinzu komme eine gegenwartsbezogene Sichtweise der Welt und eine Unfähigkeit, Zukunftspläne zu entwerfen und zu realisieren. Auf der gesellschaftlichen Ebene weist Lewis auf die mangelnde Integration in das öffentliche Leben hin. Die Armen gehörten selten einer Gewerkschaft oder einer anderen Vereinigung an. Sie beteiligten sich kaum an Parteiaktivitäten, besuchten keine Museen und bezögen sich stark auf die eigene Familie. Lewis betrachtet die Kultur der Armut also nicht bloß als Reaktion der Armen auf ihre randständige Existenz in einer Gesellschaft, die durch Klassenschichtung und Individualismus geprägt ist. Die Kultur der Armut vermittele vielmehr selbst Handlungsorientierungen, die von den Armen verinnerlicht und von einer Generation an die nächste weiter gegeben würden. Sie perpetuiere also die Armut und verfestige Merkmale zu Mechanismen, die den Fortbestand der Armut begünstigten. Fatalistische Einstellungen und resignative Verhaltensweisen erleichterten es, „die Situation so zu nehmen, wie sie nun mal ist“.

Andere Forschungsarbeiten über Personen mit wenig Einkommen lassen Zweifel an der These einer Kultur der Armut aufkommen. Charles Valentine (1968) weist beispielsweise auf die Bedeutung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen hin. Er setzt der psycho-sozialen Hilfe die sozio-ökonomische entgegen. Valentine stellt fest, wie sich Arme in der Lokalpolitik engagieren, die institutionellen Angebote nutzen, Mietvereinigungen und Quartierräte bilden. Er betont, dass die Lebensstile der Armen vielfältige Unterschiede aufweisen und soziale Benachteiligungen nicht durch kulturelle Zwänge entstehen. Der Kulturbegriff impliziert dagegen, dass Armutsbetroffene ihr Verhalten über Sozialisationsprozesse verinnerlichen, gegen Wandel relativ resistent sind und sich an festen Werten orientieren. Zwar geht auch Lewis davon aus, dass eine Kultur der Armut durch Umstände wie die Arbeitslosigkeit oder niedrige Einkommen gefördert wird. Wenn die Subkultur der niedrigen Einkommensgruppen aber etabliert ist, entfalte sie eine eigene Dynamik, die auch bei

veränderten Umständen bestehen bleibe, da die Kultur der Armut von den Normen und Werten der Mehrheitskultur einer Gesellschaft weitgehend abgekoppelt sei. Charles Valentine wendet sich indes dagegen, das Verhalten der Armen in dieser Weise als eine Reaktion auf verinnerlichte kulturelle Muster zu interpretieren. Er versteht deren Verhalten vielmehr als eine Reaktion auf strukturelle und auch auf situative Zwänge. Anders ausgedrückt: Die Armen werden nach Valentines Analyse durch quasi objektiv erfassbare Tatsachen, wie ein niedriges Einkommen oder Arbeitslosigkeit, gezwungen, so zu handeln, wie sie es tun. An diesem Ansatz orientieren sich politische Vorstellungen, die davon ausgehen, dass (erwerbstätige) Arme primär ein ergänzendes Einkommen benötigen und ihr Verhalten verändern, sobald sich die Umstände verbessern. Arme orientieren sich demnach sehr wohl an zentralen gesellschaftlichen Normen. Sie übernehmen gängige Werte, sind aber selbst nur beschränkt in der Lage, entsprechende gesellschaftliche Ansprüche zu erfüllen. Arme übernehmen also nach diesem Ansatz weitgehend die Einstellungen und Verhaltensweisen der so genannten „Mehrheitskultur“.

Aus meiner Sicht sind die innere und äußere Dynamik der Armut eng miteinander verknüpft. Die unterschiedlichen Zugänge von Lewis und Valentine schließen sich nicht aus. Was sich quasi drinnen und draußen vollzieht, bezieht sich dialektisch aufeinander. Das eine dokumentiert sich im andern und umgekehrt. Die Gleichzeitigkeit der Gegenläufigkeit hebt die Gegensätze nicht auf, sondern verbindet sie. Diese Dynamik zu beachten, halte ich für wichtig. Jean-Paul Sartre (1960, zit. in Hildenbrand 1996:39) deutete sie bereits an. Er fragte, was der Mensch aus dem macht, was die Verhältnisse aus ihm gemacht haben. Im Kontext gängiger Subjektivierung der Armut führen dominante Diskurse davon weg, die Kontexte einzubeziehen.

Soziale Schließung(en)

Armut gründet auf sozialer Ungleichheit; was nicht heißt, dass soziale Ungleichheit stets Armut bedeutet. Soziale Ungleichheit liegt vor, wenn Mitglieder einer Gesellschaft dauerhaft in unterschiedlichem Maße über notwendige oder begehrte Güter verfügen. Es geht dabei um die Verteilung von Wohlstand, Ansehen und Macht. Was einst als Grundwiderspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung diskutiert wurde, wird heute eher selten thematisiert. In der Sozialstrukturforschung verlagert sich nach meiner Wahrnehmung der Blick von der vertikalen Schichtung zur horizontalen Gliederung.

Klassenmodelle unterschieden im 19. Jahrhundert die Lohnarbeitenden vom Bürgertum nach der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel. Karl Marx interessierte sich für die bewegenden Kräfte der Geschichte. Er betrachtete die Interessengegensätze als Triebkräfte des sozialen Wandels. Sein Klassenmodell ist ein Konfliktmodell. Es inspiriert, was wir heute relative Verelendung nennen. Analysen sozialer Schichten und Klassen definierten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Menschen nach weiteren Merkmalen wie Beruf, Qualifikationen, Einkommen, Besitz und, etwas vernachlässigt, Geschlecht (Diezinger/Mayr-Kleffel 1999:10). Max Weber interessierte sich für die Entstehung des Kapitalismus. Entscheidend war für ihn nicht die Dynamik des Klassenkampfes, sondern die wachsende Bedeutung der Zweckrationalität. Als Ursache der sozialen Ungleichheit sah er die Lebensführung von Menschen in sozial geschlossenen Verkehrskreisen (mit spezifisch

ständischer Lage). Durch soziale Schließung reproduzieren Menschen soziale Ungleichheit, indem sie erlangte Vorteile sichern und anderen den Zugang erschweren.

Theodor Geiger formulierte sein vertikal gegliedertes Schichtmodell nach statistischen Angaben - über Berufe, Betriebe, Einkommen. Je nach Produktionsmittelbesitz, Beruf und Bildung ergibt sich demnach eine objektive sozioökonomische Lage. Sie kann die Mentalität der Menschen prägen, ohne dass dieser Zusammenhang kausal oder zwangsläufig verstanden wird. Wenn sich Lebensbedingungen und die Mentalität entsprechen, bilden Menschen nach Geiger eine soziale Schicht. Teile des Mittelstandes sind vor allem dann für „falsche Ideologien“ anfällig, wenn sich die Loslösung von Tradition mit wirtschaftlicher Not paart. Ralf Dahrendorf (2002:175) geht bei seiner Differenzierung des Schichtmodells schließlich darauf ein, wie bedeutend beispielsweise soziales Prestige ist. Wiewohl nur vage fassbar, ist der Schichtbegriff seiner Auffassung nach gerade deshalb treffend, weil er nahe bei der Bewertung sozialer Ungleichheit liegt. Bei all diesen Ansätzen galt der Blick nach wie vor primär vertikalen Ungleichheiten. Das änderte sich im Verlaufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Neuere Theorien sozialer Lagen und Milieus beziehen im Kontext der Individualisierung das subjektive Wohl (Lebenszufriedenheit) stärker ein. Sie betonen dabei neue soziale Differenzierungen.

Individualisiert und pluralisiert

Die Durchsetzung des Individualisierungstheorems trug dazu bei, die Armut weiter zu subjektivieren. Ulrich Beck vertritt eine Individualisierungsthese „jenseits von Klasse und Schicht“ (1986:121). Drei Aspekte kennzeichnen nach seiner Darstellung wesentliche Prozesse der Individualisierung: erstens die Herauslösung aus historisch vorgegebenen Sozialformen, zweitens der Verlust traditioneller Sicherheiten und drittens neue Formen sozialer Einbindung (dank Wahlmöglichkeiten). Aber heben diese Prozesse der Individualisierung und Pluralisierung soziale Klassen einfach auf? Dass auch gut Gebildete erwerbslos werden können, belegt nach Beck eine gewisse Klassenlosigkeit sozialer Ungleichheit. Gesellschaftliche Integration vollzieht sich nach seiner Auffassung zunehmend individuell beziehungsweise unabhängig von der Schichtzugehörigkeit. Anhand der Abhängigkeit von Institutionen zeigt sich aber sehr wohl, wie die Krisenanfälligkeit vermeintlich individueller Lagen auch durch gesamt gesellschaftliche Bedingungen geprägt ist.

Stefan Hradil (1997) versteht unter dem Konzept sozialer Lagen eine gruppenspezifische Bündelung struktureller Lebensbedingungen. Soziale Benachteiligungen sind auch politisch verordnet. Der Staat verfügt über institutionelle Leistungen. Je nach dem, wie er den Zugang regelt, erzeugt er soziale Ungleichheiten. Durch den Einbezug von Bedürfnissen nach Kommunikation, Integration, Selbstverwirklichung und Emanzipation lassen Theorien sozialer Lagen vielfältige Dimensionen sozialer Ungleichheit zu. Eine mehr horizontale Gliederung scheint die vertikale zu überlagern. Horizontal differenzierte Ungleichheiten stehen auch bei einzelnen Modellen sozialer Milieus im Vordergrund. Sie betonen die Lebensauffassung, den Lebensstil und die Wertorientierung. Lagen- und Milieuanalysen weisen auf wichtige Differenzierungen hin, vernachlässigen aber teilweise gesellschaftliche Gegensätze. Sie suggerieren eine Entwicklung von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus.

Gerhard Schulze (2000) fasst soziale Milieus als Erlebnisgemeinschaften. Er tendiert dazu, die Ursachen sozialer Ungleichheit ins Innenleben der Menschen zu verlegen. Nicht die Knappheit, sondern die Qual der Wahl prägt seiner Auffassung nach das Handeln der Menschen und die soziale Ungleichheit. Laut Schulze hat die Suche nach Glück die Sorge um das Materielle abgelöst. Das Erlebnis orientierte Denken ersetze das Produkte orientierte. Der Alltag verkommt so zur Lebensbühne und Verlängerung der Innenwelt. Symbolwelten scheinen frei wählbar zu sein. Diese Sicht ist heute verbreitet. Sie wird aber auch durch andere Ansätze kontrastiert, die sich an früheren Klassenmodellen orientieren und betonen, wie das Sein und die materiellen Voraussetzungen das Bewusstsein prägen. Diese Ansätze verknüpfen aktuelle Formen der Armut mit der alten sozialen Frage. Sie weisen darauf hin, wie sich soziale Gegensätze auch heute in traditioneller Manier (Verteilung von Arbeit und Einkommen) manifestieren.

Vertikal und horizontal differenziert

Rainer Geissler (2002:537) verknüpft sein Modell „dynamisch pluralisierter Schichtstruktur“ mit Theodor Geiger. Er wendet sich gegen Modelle „sozialer Lagen“, die am quantitativ ausgerichteten Schichtbegriff kritisieren, dass er keine wohlfahrtsstaatlichen Interventionen berücksichtige und die Umverteilung durch Transferleistungen vernachlässige: Seit den 80er Jahren bestehe in der deutschen Sozialstrukturforschung die Tendenz, die Lagen- und Milieu-Modelle gegen die Schicht- und Klassenmodelle auszuspielen, kritisiert Geissler (ebd.). Für ihn sind die Begriffe „Schicht“ und „Klasse“ keineswegs obsolet geworden.

Pierre Bourdieu (1984/1997) versucht, Struktur und Kultur sowie vertikale und horizontale Differenzierungen zu verbinden. Nach seiner Theorie des sozialen Raums markiert der Lebensstil den sozialen Ort der Menschen. Angehörige der Oberschicht sind demnach eher in der Lage, einen spielerischen Umgang mit Wissen und Werten zu pflegen als Angehörige der Unterschicht. Bourdieu kritisiert, wie die Entdeckung kultureller Lebensstile dazu führt, die Gesellschaft mehr als Episode denn als Struktur zu betrachten. Er wendet sich dagegen, die Aussenwelt als Fortsetzung der Innenwelt zu betrachten. Konkurrenzbeziehungen zwischen den Handelnden kennzeichnen soziale Felder. Die Teilnahme am ernstesten Spiel, das im wirklichen Leben und nicht bloss auf einer Bühne stattfindet, setzt ein Minimum an Einverständnis über die Existenz des Feldes voraus, dem spezifische Mechanismen der Kapitalisierung eigen sind. Das ökonomische Kapital ist wichtig, aber keineswegs die einzige Ressource. Neben dem wirtschaftlichen Kapital (Vermögen) bestimmt Bourdieu das soziale Kapital (soziale Beziehungen) und das kulturelle Kapital (Bildung). Diese Differenzierung ist für die Analyse der sozialen Ungleichheit bedeutend. Sie verweist zudem darauf, wie wichtig Netzwerke und der Selbstwert sind, der viel mit der Bücherwand im Elternhaus und dem schulischen Rucksack zu tun haben kann.

Pierre Bourdieu (1983) verknüpft gesellschaftliche und individuelle Prägungen. Er dynamisiert damit die Debatten über die alte und neue soziale Frage bzw. Armut. Soziostrukturelle Daseinsbedingungen prägen die Habitusstrukturen, die er als System relativ dauerhafter, sich wandelnder und übertragbarer Dispositionen versteht. Das verinnerlichte (inkorporierte) habituelle Dispositionssystem ist Grundlage für den sozialen Sinn, der die sozialen Akteure leitet. Der Habitus beeinflusst den Lebensstil, der mit feinen Unterschieden

die Zugehörigkeit zu sozialen Klassen dokumentiert, die sich im sozialen Raum positionieren und trotz Erscheinungen der Individualisierung keineswegs passé sind. Michael Vester verbindet die Ansätze von Max Weber, Theodor Geiger und Pierre Bourdieu mit der empirischen Sinus Milieuforschung. Sein Klassenbegriff erfasst die wirtschaftlichen Positionen und die alltäglichen Lebensbedingungen der Individuen, die in sozialen Milieus auch ein (beschränktes) Eigenleben führen können. Strategien der sozialen Schliessung sind also immer auch ein Konzept zur Erhaltung der Macht. Horizontale soziale Differenzierungen basieren auf vertikalen. Neue soziale Fragen ergänzen die alten. Diese sind, wie der Wandel der Armut zeigt, zeitweise etwas in den Hintergrund geraten, gehören aber nicht der Vergangenheit an.

Alte und neue soziale Frage

Nach dem Zweiten Weltkrieg verbesserten in der Schweiz breite Bevölkerungsteile ihre materielle Lebenssituation. Die alte, vererbte Armut schien nur noch eine vernachlässigbare Restgröße zu sein. Neue Formen der Armut äußerten sich etwa bei Suchtmittelabhängigen, Geschiedenen oder bei Sinnkrisen. Mit den rezessiven Einbrüchen der 1970er Jahre veränderte sich die Situation. Die soziale Ungleichheit verschärfte sich deutlich, denn erstens nahm seither die Erwerbslosigkeit wieder zu. Sie ist für die alte soziale Frage und auch für die Entwicklung der Einkommen relevant. Zweitens halten Teile der nominell steigenden Löhne mit den Lebenshaltungskosten nicht Schritt. Drittens orientiert sich das relativ gute System der Sozialen Sicherheit einseitig an der Erwerbsarbeit. Es vernachlässigt damit die veränderten Lebensformen (von Alleinlebenden, Alleinerziehenden, etc.), die für die neue Armut bedeutend sind. Und viertens erhöht sich die Kluft zwischen den oberen und unteren Einkommen und Vermögen. (Mäder/Streuli 2002) Dass die relative Armut - im Sinne mangelnder sozialer Sicherheit - inmitten des Reichtums stattfindet, wird in stark individualisierten Gesellschaften wie der Schweiz subjektiv besonders als Ausschluss erlebt. In absoluten Zahlen haben sich die Betroffenen stark erhöht. Damit besteht ein relativ großes „Ausschlusspotenzial“. Die heterogenen Ursachen veranschaulichen, wie sich alte und neue Formen der Armut durchdringen.

Dass das Individualisierungstheorem die Sozialstrukturanalysen und Armutsdiskurse zunehmend prägt, ist im Kontext des verbreiteten Konsumismus verständlich und nachvollziehbar, aber nur ein wichtiger Teilaspekt. Die soziale Frage lässt sich heute weder auf die alte „Arbeiterfrage“, noch auf die neue, mehr immaterielle Armut reduzieren. Nebst dem Zugang zu Produktionsmitteln und der grundlegenden Verteilung von Arbeit und Erlös sind Lebenslagen und soziale Milieus ebenfalls bedeutend. Neue Formen der (Des-)Integration und Ausgrenzung gehören mit ihren individuell spezifischen Ausprägungen dazu. Sie beeinflussen die aktuellen sozialen Fragen und bringen soziale Differenzierungen mit sich, die sich aber keineswegs nur horizontal verorten lassen. Der soziale Raum ist mehrdimensional. Er vereint die alte materiell geprägte soziale Frage mit der neuen, die sich besonders in der Dynamik zwischen neuen Mechanismen der Integration und des Ausschlusses manifestiert. Nebst neuen sozialen Differenzierungen bleiben alte vertikale bedeutsam. Die Integration beider Zugänge und Sichtweisen macht für mich die dynamische Armutsforschung aus. Sie bezieht zum einen Prozesse der Integration und des Ausschlusses ein, die Individuen und soziale Gruppen auch psycho-sozial betreffen; zum andern berücksichtigt sie aber auch, dass sich die Veränderungen von Milieus und Lebenslagen in

einem sozialstrukturellen System vollziehen, das nach wie vor festlegt, was oben und unten ist.

Soziale Praxis

Die Sozialhilfe ist in einer schwierigen Situation. Sie muss finanzielle und psychosoziale Hilfe leisten. Beratungen sind ebenso wichtig wie Sachhilfe. Diese gewinnen mit neuen sozialen Fragen und Differenzierungen an Bedeutung, sind aber von beschränkter Reichweite, wenn es mit der Verteilung von Arbeit und Erlös und dem Arbeitsmarkt hapert. Der beschriebene Versuch, die Klientel zu kategorisieren, ist zwiespältig. Die einen der Sozialhilfe-Abhängigen empfinden die Segmentierung als Stigmatisierung und Abstellgeleise; andere erleben sie als Ansporn oder als Entlastung. Wichtig ist die Dynamik von Integration und Ausschluss. Massnahmen der Integration können auch den Ausschluss fördern. Und umgekehrt. Der Ausschluss von der Erwerbsarbeit kann auch neue Formen der sozialen Integration ermöglichen. Diese Erfahrung ist auch für die Debatte über eine Teilkoppelung von Erwerbsarbeit und Einkommen interessant. Sozial Benachteiligte erhalten durch die Rückenstärkung die Möglichkeit, sich mehr eigenen Interessen zu widmen. Das erhöht die persönliche Zufriedenheit und vielleicht auch die Disposition, gesellschaftlich nützliche Arbeit in einem Bereich zu verrichten, der die individuelle Entfaltung weiter anregt.

Eine kritische Soziale Arbeit hilft, soziale Probleme zu lösen. (Mäder 1999) Sie misst sich daran, wie gut sie das tut. Eine wissenschaftlich begründete Soziale Arbeit reflektiert die soziale Praxis. Ein Strang reicht nach Chicago zurück. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts galt es, in der rasant gewachsenen Stadt brisante Probleme zu bewältigen. So entstanden interdisziplinär angelegte Studien, die sich mit dem sozialen Wandel, der Migration, der Stadtentwicklung und abweichendem Verhalten befassten. Die Diskurse verknüpften Theorie und Praxis, ebenso die quantitative und qualitative Sozialforschung. Originelle methodische Zugänge entstanden aus spezifischen Problemlagen. Das interpretative Paradigma avancierte zu einem forschungsleitenden Denkmodell. Es stützt sich auf den Symbolischen Interaktionismus und die Ethnomethodologie ab. Ein Grundgedanke ist, dass Menschen nicht starr nach kulturell etablierten Rollen, Normen, Symbolen, Bedeutungen handeln, sondern soziale Interaktionen auch selbst(reflexiv) als interpretativen Prozess auffassen.

In wichtigen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit verlagert sich heute der Fokus von der gesellschaftlichen zur individuellen Dynamik. Ältere Analysen sozialer Konflikte (nach 1968) betonten strukturelle Ursachen. Neuere Ansätze konzentrieren sich mehr darauf, Dynamiken zu dekonstruieren. Sie verabschieden frühere Konzepte der Verteilungsgerechtigkeit und vertreten einen radikalen Konstruktivismus, der alles relativiert. So will auch die Kritik an der Kritischen Theorie (der Frankfurter Schule) „normativ aufgeladene“ Begriffe von emanzipatorischen Inhalten „befreien“. Damit gerät das soziale Engagement für sozial Benachteiligte aus dem Blick, das laut Pierre Bourdieu kein Widerspruch zum wissenschaftlichen Arbeiten und zur Reflexivität zu sein braucht. Das Besondere eines Standpunktes besteht darin, ein gut begründeter Standpunkt in Bezug auf einen andern Standpunkt zu sein. Das gilt auch - mit Blick auf die Armut - für eine kritisch widerständige Soziale Arbeit. Sie theoretisiert - fundiert und differenziert - die Verteilung von Wohlstand, Ansehen und Macht, an der sie sich auch praktisch orientiert.

Literatur

- Beck, Ulrich 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre 1983: Ökonomisches Kapital, soziales Kapital, kulturelles Kapital, in: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt: Sonderband 2), Göttingen: Schwartz, S. 183-198.
- Bourdieu, Pierre 1984: Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre 1997: Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz: Universitätsverlag.
- Bourdieu, Pierre 2004: Der Staatsadel, Konstanz: Universitätsverlag.
- Bourdieu, Pierre 2005: Die männliche Herrschaft, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bütow, Birgit/Chassé, Karl August/Hirt, Rainer 2007 (Hg.): Soziale Arbeit nach dem Sozialpädagogischen Jahrhundert. Positionsbestimmungen Sozialer Arbeit im Post-Wohlfahrtsstaat, Opladen, Budrich.
- Castel, Robert 2000 1992: Die Metamorphosen der sozialen Frage: eine Chronik der Lohnarbeit, Konstanz: Universitätsverlag.
- Dahme, Heinz-Jürgen/Wohlfahrt, Norbert 2005 (Hg.): Aktivierende Soziale Arbeit. Theorie –Handlungsfelder – Praxis, Baltmannsweiler, Schneider Verlag Hohengehren.
- Dahrendorf, Ralf 2002: Über Grenzen. Lebenserinnerungen, München: C.H.Beck.
- Diezinger, Angelika/Mayr-Kleffel, Verena 1999: Soziale Ungleichheit. Eine Einführung für soziale Berufe, Freiburg i.Br.: Lambertus.
- Geissler, Rainer 2001: Facetten der modernen Sozialstruktur - Modelle und Kontroversen, in: Jäggi et al., S. 537-551.
- Hradil, Stefan 1997 (Hg.): Differenz und Integration, 28. Kgr. DGS, Bd. I, Frankfurt a. M.: Campus.
- Hradil, Stefan/Immerfall, Stefan 1997 (Hg.): Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich, Opladen: Leske + Budrich.
- Jäggi, Victoria/Mäder, Ueli/Windisch, Katja 2001 (Hg.): Entwicklung, Recht, Sozialer Wandel, Bern: Peter Lang.
- Kreckel, Reinhard 1983 (Hg.): Soziale Ungleichheiten, Göttingen: Schwartz.
- Kronauer, Martin 2003: Integration und Ausschluss: Neue Formen der sozialen Ungleichheit, neue Fragen für die Forschung, Schweizerischer Nationalfonds: Paper.
- Kronauer, Martin 2002: Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus, Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Kronauer, Martin 1998: „Exklusion“ in der Armutsforschung und der Systemtheorie: Anmerkungen zu einer problematischen Beziehung, in: SOFI-Mitteilungen, Nr. 26, Göttingen, S. 117-126.
- Kutzner, Stefan/Mäder, Ueli/Knöpfel, Carlo 2004 (Hg.): Working poor in der Schweiz: Wege aus der Sozialhilfe, Zürich: Rüegger.
- Lewis, Oscar 1966: „The Culture of Poverty“, in: Scientific American, 215. Jg, Heft 4, S. 19-25.
- Luhmann, Niklas 1995: „Inklusion und Exklusion“, in: ders., Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 237-264.
- Mäder, Ueli/Biedermann, Franziska/Schmassmann, Hector/Fischer, Barbara 1991: Armut in Basel-Stadt, Social Strategies, Basel: Karger & Libri.
- Mäder, Ueli 1999: Für eine solidarische Gesellschaft, Zürich: Rotpunktverlag.
- Mäder, Ueli/Streuli, Elisa 2002: Reichtum in der Schweiz, Zürich: Rotpunktverlag.
- Mäder, Ueli 2008: Wider den sozialen Rückzug – Anmerkungen zur Einführung von Segmentierungsverfahren in der Sozialhilfe, in: Conrad, Christoph/von Mandach, Laura (Hg.), Auf der Kippe: Integration und Ausschluss in der Sozialhilfe und Sozialpolitik, Zürich: Schweizerischer Nationalfonds, Seismo-Verlag, S. 107-118.
- Mäder Ueli, Aratnam Ganga J., Schilliger Sarah, Wie Reiche denken und lenken, Rotpunktverlag, Zürich 2010.
- Nassehi, Armin 1997: Inklusion, Exklusion-Integration, Desintegration, in: Heitmeyer, Wilhelm (Hg): Was hält die Gesellschaft zusammen? Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 113-149.
- Neckel, Sighard 2000: Die Macht der Unterscheidung. Essays zur Kulturosoziologie der modernen Gesellschaft, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Paugam, Serge 2000: L'exclusion: usages sociaux et apports de la recherche, in: Berthelot, Jean-Michel (Hg.), La Sociologie française contemporaine, Paris: PUF, S. 155-171.
- Parsons, Talcott 1951, The Social System, London: Routledge.
- Schulze, Gerhard 2000: Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart, Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Silver, Hilary 1995: Reconceptualizing Social Disadvantage: Three Paradigms of Social Exclusion, in: Rodgers, Gerry et al. (Hg.), Social Exclusion: Rhetoric, Reality, Responses. Genf: International Institute for Labour Studies, S. 57-80.
- Simmel, Georg 1983 (1908): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin: Duncker & Humblot.
- Steinforth, Thomas 2002, Was heisst 'drinnen', was heisst 'draussen?', in: Blätter der Wohlfahrtspflege, 149. Jg, Heft 4, S. 133-135.
- Stichweh, Rudolf 1997, Inklusion/Exklusion, funktionale Differenzierung und die Theorie der Weltgesellschaft, Soziale Systeme, 3. Jg, Heft 1, S. 123-136.
- Valentine, Charles A. 1998: Culture and Poverty. Critique and Counter-Proposals, Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Vester, Michael 1997: Kapitalistische Modernisierung und gesellschaftliche (Des-)Integration, in: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.): Was hält die Gesellschaft zusammen? Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 149-207.“
- Weber, Max 1980: Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie, Tübingen: Mohr.
- Wyss, Kurt 2007: Workfare. Sozialstaatliche Repression im Dienst des globalisierten Kapitalismus, Zürich, edition 8.